Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 146. | **Mittwoch** den 21. März 1900. | 94. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 21. März.

Das Schauspiel der **Obstruction**, das der deutsche Reichstag zum ersten Male zu genießen bekam, hält die Presse noch immer in Bewegung. Mit Ausnahme der Socialdemokratie ist es den activen und den passiven Acteurs nicht wohl zu Muthe. Den Conservativen wird jetzt von der eigenen Presse zu Gemüthe geführt, daß die Rechte die Schuld an der Geschäftsstörung trägt, und im Freisinn ist man nicht weniger als unbedenklich darüber, daß die Führer, im Schlepptau des Herrn Singer, an einen Punct gesegelt sind, wo, bei längerem Verweilen, die keineswegs todten, nur etwas stiller gewordenen — Staatsstreichsfreunde den Reichstag, die Verfassung bedrohen können. Der „Post“ gebührt das Verdienst, durch den Hinweis auf diese Seite des freisinnigen Geniestreichs die bürgerliche Linke in einen Zustand nachdenklicher Katzenjämmerlichkeit versetzt zu haben. Es ist nicht zu widerlegen, was das Blatt des Frhrn. v. Stumm sagt, daß nämlich eine länger andauernde Obstruction die Handhabe für den Staatsstreich bietet. Die Gesetzgebungsmaschine muß functioniren. Stockt sie in Folge des Versagens eines Factors, so wird die Existenz des Staates in Frage gestellt und die Erhaltung des Staates ist das oberste, über allen formalen Vorschriften stehende Gesetz. Wenn man sich aber hinter das bestehende Wahlrecht, auch wo es nicht gefährdet ist, aufspielt und wenn man für das parlamentarische Regierungssystem schwärmt oder zu schwärmen vorgiebt, so sollte man sich hüten, mit solchen Dingen zu spielen. Wird doch schon jetzt wegen der Vorgänge von Freitag und Sonnabend auf der Rechten eine Aenderung der Geschäftsordnung des Reichstags mehr oder minder ernstlich ventilirt. Als der Abg. Gröber mit einem derartigen Schritt im Reichstag drohte, konnte man es mit einem Verlegenheitsacte des herzlich unbedeutenden und schwierigen Situationen durchaus nicht gewachsenen „Führers des Centrums“ zu thun zu haben glauben. Auch die Forderung der „Deutschen Tageszeitung“, die Geschäftsordnung gleich an drei, vier Stellen abzuändern, wollte nichts besagen. Die Leiter des Bundes der Landwirthe sind bei den ihnen am nächsten Stehenden vielleicht niemals so wenig ins Gewicht gefallen, wie in diesem Augenblick, wo sie in der Angelegenheit des Fleischbeschaugesetzes die Landwirthschaft in eine Sackgasse geführt haben. Aber es giebt zu denken, daß die „Köln. Volksztg.“, die der ersten Anregung, zur Klinke der Hausgesetzgebung des Reichstages zu greifen, grundsätzlich entgegengetreten war, vierundzwanzig Stunden später die Sache sehr erwägenswerth findet. Nach unserer Meinung würde es ein schwerer, nur der Socialdemokratie nützender Fehler sein, wollte man eine mit dem Reichstage geborene Freiheit, die der Discussion, einengen, ehe alle Versuche erschöpft sind, mit ihr sich nach wie vor zurecht zu finden. Gegen unsere erste Obstruction ist aber nicht einmal das erste, nächstliegende und selbstverständlichste Mittel, die Präsenz der Gegner der Obstruction, in Anwendung gebracht worden, eine Thatsache die den bürgerlichen Knappen der socialdemokratischen Helden vom Freitag und Sonnabend, denen, wie gesagt, bei der Erinnerung an ihren Sieg nicht mehr recht wohl ist, den willkommenen Anlaß zu der Behauptung giebt, da die Gegner das Haus hätten beschlußfähig erhalten können, dies aber unterlassen haben, so sei von einer eigentlichen Obstruction gar nicht zu reden. Von derselben Seite wird mit den parlamentarischen Vorgängen die Diätenfrage in Zusammenhang gebracht und das Gewissen der Rechten ist so schlecht, daß sich aus ihrem Lager Stimmen vernehmen lassen, die diesen Zusammenhang erörterungsfähig finden. Der Unsinn aber liegt auf der Hand. Wir sehen davon ab, daß die Conservativen und die Clericalen sich selbst schänden, wenn sie zugeben, für 12 oder 15 ℳ hätten sie am 17. März die Sittlichkeit des deutschen Volkes gerettet, aber „für umsonst“ wäre ihnen das Geschäft zu leidig gewesen: die logische Unmöglichkeit, die Diätenlosigkeit anzuziehen, besteht darin, daß am Sonnabend das Haus ursprünglich beschlußfähig gewesen und erst später es zu sein aufhörte. Mit einem um einige Stunden längeren Verweilen wären aber selbstverständlich für den einzelnen Abgeordneten Kosten nicht verbunden gewesen. Man kann also die Tagegelderlosigkeit für diesen Verlust des Reichstags an Ansehen nicht ins Feld führen. Es ist ja eine grausame Statistik, die die „Freis. Ztg.“ bei der Gelegenheit aufmacht und die ergiebt, daß der Reichstag vom 14. November bis zum 9. März nur an zwei Tagen beschlußfähig gewesen, aber sie beweist gerade für den 17. März nichts. Die Mitglieder des obstructionsfrohen österreichischen Reichsraths beziehen übrigens reichliche Diäten. Es bleibt also dabei, daß nur die gänzliche unverzeihliche Pflichtwidrigkeit einer im Reden sehr herausfordernde Mehrheit die beschämenden Erscheinungen verschuldet hat. Zu welcher Feststellung die Erinnerung gesellt wird, daß die Conservativen bei der dritten Lesung des Bürgerlichen Gesetzbuches für den Fall der Aufnahme der Vergütungspflicht für Hasenschaden in das neue Recht mit der Absentirung und sohin Aufhebung der Beschlußfähigkeit, also mit nichts Anderem gedroht haben, als was die Socialdemokraten jetzt wahr gemacht. Nun, das Eine wie das Andere gehört der Vergangenheit an. Ob, wie ein Berliner Blatt hofft, die nothgedrungene Pause im Bundesrathe, der angeblich den „Wohnungsparagraphen“ nicht missen und den „Theaterparagraphen“ nicht dulden möchte, die Aussichten des ganzen Gesetzes zu verschlechtern geeignet ist, mag dahin gestellt bleiben.

Die Abstimmungsliste über die Sonnabendsitzung des Reichstages, deren Ergebniß der jähe Abbruch der dritten Lesung der „**lex Heinze**“ war, ergiebt, daß von den 206 Mitgliedern des Reichstags, die die Minderheit vor ihrer in aller Stille formulirten „Compromißbeschlüsse“ gestellt hatte, nicht weniger als fünfundsiebenzig fehlten. Zieht man diese 75 von den 206 ab, dann waren 131 Interessenten der lex Heinze im Reichstag anwesend. Dem ist gegenüber zu stellen, daß 191 Mitglieder des Reichstags an dem sogenannten „Compromiß“ nicht betheiligt und mit wenigen Ausnahmen Gegner des Kunst- und Theaterparagraphen waren. Bezeichnend war, daß von den 75 abwesenden Mitgliedern nur sechs krank waren, darunter der Centrumsführer Dr. Lieber und der freiconservative Abg. v. Tiedemann-Bromberg. Beurlaubt hatten sich zehn, darunter der reichsparteiliche Abg. Dr. Stockmann, der unter dem Compromißantrag neben den Abgg. Graf v. Bernstorff-Lauenburg, Himburg, Dr. Oertel-Sachsen und Roeren als Vater des Compromißantrages steht. „Entschuldigt“ hatten sich sieben, ohne Entschuldigung aber fehlten von den Compromißlern zweiundfünfzig, darunter von bekannteren Conservativen Graf v. Kanitz, Graf zu Limburg-Stirum, v. Loebell, Lucke, v. Puttkamer-Plauth, Graf zu Stolberg-Wernigerode und der Abg. Stöcker, der noch am Tage zuvor sich in eifernden Reden kaum hatte genug thun können. Es fragt sich nun, ob bei der Fortsetzung der Debatte nach Ostern die Herren Compromißler sich vollzähliger einfinden. Sehr wahrscheinlich ist das nicht, denn erstens hat die in unserem heutigen Morgenblatte mitgetheilte Verurtheilung des Photographen und Kunsthändlers Hamel in Altona zu 6 Wochen Gefängniß wegen Verkaufs von Actstücken unzüchtigen Charakters ohne künstlerischen Werth und künstlerischer Art an Nichtkünstler den Beweis geliefert, daß der in Kraft stehende § 184 des R.-Str.-G.-B. vollständig ausreicht, verderbliche Auswüchse zu beschneiden; und zweitens zeigt das jetzt vorliegende Stenogramm der Ausführungen, mit denen der Abg. Gröber am Freitag den socialdemokratischen Antrag, daß außer § 184 auch die als §§ 184a und 184b angenommenen sogenannten Kunst- und Theaterparagraphen „keine Anwendung finden auf Productionen und Darstellungen, bei denen ein höheres Interesse der Kunst oder Wissenschaft obwaltet“, bekämpfte, welche Auslegung der genannten Paragraphen von Richtern seiner Art zu erwarten ist. Diese Ausführung lautet nach dem Stenogramm:

„Gerade weil nach der Fassung dieser drei Paragraphen und in der Debatte klar zum Ausdruck gekommenen Absicht jeder Unterschied, den die Herren Gegner zu machen gesucht haben, abgelehnt worden ist, gerade weil hier bestimmt wird, daß ohne jede weitere Unterscheidung jede Handlung, jedes Schriftstück, jedes Bildniß, gleichviel ob dasselbe als angeblich künstlerisch zu bezeichnen ist oder nicht — ohne Unterschied, ob das Product als ein angeblich künstlerisches oder nicht künstlerisches zu bezeichnen ist — unter die Strafbestimmung fallen soll, sobald die Handlung den Thatbestand der Strafbestimmung erfüllt, deshalb halten wir es für unzulässig, diesen § 184d (den oben erwähnten Antrag) noch einmal zur Debatte und zur Entscheidung zu stellen.“

Das wird sich besonders der Abg. Liebermann von Sonnenberg, einer der eifrigsten Verfechter der Compromißanträge, ad notam nehmen müssen. Der „Vorwärts“ druckt aus den bei Theodor Fritsch in Leipzig erschienenen Gedichten dieses Abgeordneten einige ab, von denen wenigstens eines ganz zweifellos von Herrn Gröber zu den Schriftstücken gezählt werden würde, die unter die Strafbestimmungen der Compromißparagraphen 184 und 184a fallen müßten. Und es wäre für den Abg. Liebermann von Sonnenberg doch recht fatal, wenn ihm nach Ostern im Hause diese Gedichte vorgelesen würden.

Die **französische Kammer** hat das Marinebudget für das laufende Jahr auf den Betrag von 310 Millionen Franken festgestellt, 7 Millionen weniger als der Regierungsantrag, immerhin aber 6 Millionen mehr als für 1899. Vor zehn Jahren betrug das Marinebudget nur 201 Millionen. Trotzdem beklagte der Commissionsbericht die Unzulänglichkeit der Wehrmacht zur See angesichts der gegenwärtigen Umstände und zählte eine ganze Reihe von Erfordernissen auf, denen die Mittel des gegenwärtigen Budgets nicht entsprächen. Außerdem sind in dem Budget gewisse, sehr wichtige Posten, u. a. für Neubauten, Anlage von Stützpuncten, Vertheidigung der Häfen, einmal ungenügend bedacht, dann kann auch die Wirkung erst nach Jahren fühlbar werden, unterdeß mögen sich jedoch allerlei Möglichkeiten einstellen. Das „Journal des Débat“ beklagt daher die Vernachlässigung der Marine durch die maßgebenden Factoren, und nicht zum wenigsten durch das Parlament, dem die Marine bis vor wenigen Jahren als ein Luxus galt, während von den Ministern keiner den Muth hatte, das Flickwerk dahinzuwerfen und ein einheitliches System aufzustellen. Jetzt ist es freilich besser geworden; in der Kammer herrschte Einstimmigkeit bei der Bewilligung der Gelder, und das Haus war auch einig darin, alle Principienfragen vorläufig unberührt zu lassen, bis der Flottenbau- und allgemeine Vertheidigungsplan zur Erörterung kommen wird. Indeß schloß sich die Kammer bereits den Ansichten an, welche die Commission im Hinblick auf diesen Plan vertreten hatte, und einzelne Aenderungen wurden am Budget gerade mit Rücksicht auf die geforderte Verstärkung vorgenommen. Dabei ergab sich auch schon das Einverständniß der Kammer mit der Regierung in Bezug auf die großen Schlachtschiffe, während die öffentliche Meinung noch Erörterungen über die verhältnißmäßige Nützlichkeit der verschiedenen Schiffstypen pflegt. Das „Journal des Débats“ hofft, daß, wenn einmal das Parlament die Zahl der Geschwaderschiffe um sechs erhöht hat, die Anhänger und Gegner dieser Schiffstypen eine gegenstandslose Polemik fallen lassen werden; denn was am meisten Noth thue, sei das Vertrauen auf die Ueberlegenheit der eigenen Marine, besonders ihrer Artillerie, gegenüber den fremdländischen.

Ueber die **anglo-indische Armee** wird uns aus London unter dem 19. März geschrieben: Die Neubewaffnung der anglo-indischen Armee mit Lee-Enfield-Gewehren und die jetzt officiell sanctionirte Verschiebung des Zahlenverhältnisses zwischen englischen eingeborenen Soldaten bedeuten eine grundlegende und principielle Aenderung der Anschauungen, nach denen der Aufbau und die Organisation der anglo-indischen Armee bis jetzt betrieben wurde. Bis jetzt war es Grundsatz, erstens die eingeborenen Soldaten schlechter zu bewaffnen, als die englischen, zweitens stets doppelt soviel europäische Mannschaften zu haben, als indische, und drittens die indischen Regimenter aus verschiedenen Kasten zusammenzusetzen. Beim letzten Grenzfeldzuge waren die Gurkhas ausnahmsweise mit dem Lee-Metfordgewehr ausgerüstet, und da die Sikhs, Pathans und Hindus sich ebenso wie die Gurkhas in der letzten Zeit besonders loyal gezeigt haben, sollen sie jetzt das moderne Gewehr erhalten. Das Princip, daß immer erst auf je zwei englische Soldaten ein Eingeborener kommen sollte, wurde nach dem großen indischen Aufstande von 1856 aufgestellt, aber im Laufe der Jahre hat sich dies Verhältniß allmählich verschoben und die anglo-indische Heeresverwaltung hat sich jetzt entschlossen, dasselbe vollständig aufzugeben, da mit Eisenbahn und Telegraph über das ganze Land die Unterdrückung eines Aufstandes der Eingeborenen heute im Verhältniß zu 1856 eine Kleinigkeit ist. Auch hat die weiße Bevölkerung seit der Zeit ganz außerordentlich zugenommen und es kann infolge dessen in kurzer Zeit eine stattliche Zahl Volunteers im Lande selbst ausgehoben werden. Aehnliche Gründe haben zur Lockerung der Grundsätze bezüglich der Zusammensetzung einzelner Truppen aus verschiedenen Kasten geführt. Es scheint nicht, als ob eine durchgreifende Heeresreform für das indische Reich jetzt schon in Erwägung gezogen sei; die Neubewaffnung und die Normirung des Stärkeverhältnisses zwischen englischen und eingeborenen Truppen auf einen niedrigeren Grad ist vielmehr eine Maßregel, die der Zeitlauf mit sich bringt, womit übrigens nicht gesagt werden soll, daß die anglo-indische Armee eine Reform entbehren könne.

Feuilleton.

38]

Hans Eickstedt.

Roman in zwei Bänden von Anna Maul (M. Gerhardt).

Nachdruck verboten.

In den Salon traten Gratulanten ein, bald erschien auch Frau Vera, die draußen eilig abgelegt hatte, und that ihr Bestes, den Gästen die Honneurs zu machen und ihren Gatten zu entschuldigen, dessen Verschwinden und Fortbleiben zu einer Stunde, wo man Besuch erwartete, ihr bei seiner gesellschaftlichen Pflichttreue räthselhaft war. Aber sie wagte nicht, sich zurückzuziehen und nach ihm zu sehen, da wieder neue Gäste kamen und ihr ganz besonders daran lag, keine Verlegenheit blicken zu lassen und keine Höflichkeit zu versäumen. Sie lachte und scherzte mit den Herren in übertriebener nervöser Munterkeit. — Die Ausfahrt heute Morgen hatte keinem Modemagazin gegolten — sondern dem verwandten Freunde, der sein Leben ebenso rücksichtslos aufs Spiel gesetzt, wie vorher ihre Ruhe, ihren Ruf. Sie hatte ihn fiebernd, reizbar, unduldsam gefunden, ihre geheime Angst und Noth hatte sich in Vorwürfen, in Thränen Luft gemacht. Sie hatten sich gegenseitig toll gemacht, die ganze Scala leidenschaftlicher Erregungen zwischen Liebe und Haß hinauf und hinab gestürmt. Ein Kampf auf Tod und Leben, auf Nimmerscheiden und Nimmerwiedersehen war es gewesen — und nach welcher Seite das Zünglein der Waage den Ausschlag gegeben, war ihr nicht klar.

Schön wie immer in ihrem eleganten Straßencostüm war Vera doch auffallend blaß und müde um die Augen. Endlich vermochte sie ihre läppische Rolle kaum noch weiter zu spielen. Die letzten Gäste verabschiedeten sich zum Glück ziemlich rasch. Dann eilte Vera, ihren Gatten aufzusuchen. In seinem Studirzimmer war er nicht, das Schlafzimmer war leer, das Mädchen wußte nicht, ob der Herr ausgegangen sei.

Zusammenschreckend lief Vera auf die Thür ihres Ankleidezimmers zu. Sie war verschlossen. Sie wich keinem Drücken und Rütteln. Der Schlüssel stak innen. Der Geheimrath hatte sich drinnen eingeschlossen und öffnete nicht.

Alle schlimmsten Befürchtungen bestürmten und bedrängten Vera. In ihrem Schreibtischchen, das in diesem Zimmer stand, bewahrte sie ihre kleinen Geheimnisse, es fiel ihrem Gatten niemals ein, ihrem Thun und Treiben nachzuspähen, sie konnte sich auf seine vertrauensvolle Ritterlichkeit verlassen. Hätte sie wenigstens zugeschlossen! Aber der Schlüssel fand sich nicht in ihrer Tasche, er mußte im Schreibtisch stecken oder irgendwo drinnen liegen geblieben sein.

Sie rüttelte, klopfte, rief. Großer Gott, hörte denn der Mann nicht? Hatte er sich etwa durch den zweiten Ausgang entfernt? Aber nein, dieser war von innen verschlossen wie der erste. Was geschah drinnen, was war geschehen? — In wahrer Todesangst verdoppelte Vera ihr Klopfen und Rufen. — Endlich holte das Dienstmädchen ein Hackmesser und einen Hammer aus der Küche und schlug vor, das Schloß zu sprengen. Es mußte doch dem Herren Geheimrath drinnen etwas zugestoßen sein.

Die Thür wich ihren kräftigen Schlägen, und Vera konnte eintreten. Das Bild, das sich ihr darbot, entsprach ihren schlimmsten Befürchtungen. Alle Schiebladen ihres Schreibtisches waren aufgerissen, Blätter, Briefe, Karten, trockene Blumen, Photographien über die Platte und den Fußboden verstreut. Der kleine Sessel umgeworfen. Zwischen ihm und dem Schreibtisch rücklings hingestürzt, die Rechte krampfhaft geschlossen, die Linke mit gespreizten Fingern, die nach einem Halt zu greifen schienen, ausgestreckt, mit bläulichem, entstellten Gesicht, lag Geheimrath Martiny auf dem Teppich, leblos, wie es schien.

Mit einem verzweiflungsvollen Aufschrei warf sich Vera neben ihm nieder. Ihre erste Bewegung war, zu untersuchen, was er in den zusammengekrampften Fingern hielt. Es war ein Blättchen — aber nicht möglich, es aus seinem Griff zu lösen.

Das Dienstmädchen lief, den Portier zu holen, der Ohnmächtige wurde auf sein Bett getragen, entkleidet, mit heißen Tüchern gerieben. Während das Mädchen mit Belebungsversuchen fortfuhr, kehrte Vera in ihr Ankleidezimmer zurück, raffte alle Briefe und Blätter vom Fußboden und Tisch zusammen, stopfte Alles eiligst in die Schiebladen zurück, schloß ab und steckte den Schlüssel zu sich. Was hatte denn Martiny gefunden, gelesen? Sie war doch meistens vorsichtig, vernichtete Alles, was ihr nicht besonders theuer war oder etwa später wichtig werden konnte. Die ominöse Nummer der Montagspost mit der roth angestrichenen Stelle fiel ihr in die Hände. Sie kannte das Blatt, es war ihr in verschlossenem Umschlag anonym zugesandt worden, wahrscheinlich von dem boshaften Affen, dem Maler Roth selbst — der doch zu anständig gewesen war, es ihrem Gatten mitzutheilen. Hatte er es nachträglich gethan? Oder hatte ein Anderer ihr und ihm diesen Liebesdienst erwiesen? Vergebens hatte sie angeordnet, alle Postsachen ihr zuerst vorzulegen — es gab ja auch andere Wege.

Den Bemühungen des Arztes, der alsbald kam, gelang es, den Geheimrath ins Bewußtsein zurückzurufen. Langsam und unvollkommen fanden sich Gedächtniß, Sprachvermögen, Bewegungsfähigkeit der Glieder wieder ein. Trotzdem war die Gefahr für das Leben keineswegs beseitigt, die Zunge stammelte, die Schwäche war sehr groß.

Es wurde eine Pflegeschwester angenommen, der Arzt kam täglich zweimal. Vera litt schrecklich unter diesem angstvollen, niederdrückenden Zustande, sie mußte ihren ganzen Muth zusammenraffen, um an das Bett des Schwerkranken zu treten, es war ihr fast eine Erleichterung, daß er ihr winkte, nicht näher zu kommen. Er flüsterte etwas von: „Armes Ding — trauriger Eindruck — später—“, aber es blieb dabei. Vera blieb aus dem Krankenzimmer verbannt. Um sie zu schonen, wie der Arzt ihr rücksichtsvoll sagte. Er aber wußte, daß der Kranke schon bei dem Gedanken an seine Gattin, bei der Nennung ihres Namens in eine qualvolle Aufregung gerieth, und er sorgte dafür, ihm ihre Person fernzuhalten.

Stundenlang lag der Kranke ganz still, ohne ein Wort, ohne eine Bewegung, zuweilen in leichtem Schlummer, öfters in grübelndem, mühseligem Sichbesinnen auf Das, was gewesen, was seiner Ohnmacht unmittelbar vorausgegangen, und wie und warum ihn dieser plötzliche grausame, zerstörende Schlag getroffen, der sein Leben, sollte es erhalten bleiben, werthlos zu einer schweren Last und harten Pein machte.

Wie hatte er doch in früheren guten Tagen an dem traurigen Heldenthum eines König Marke, eines Rößler sen. und anderer dichterischer Verkörperungen des tragikomischen Begriffs „Betrogener Ehemann“ sein still-lächelndes Behagen gehabt. Und jetzt gehörte er selber zu jener dem Mitleid, dem Spott und Hohn alter und neuer Zeiten anheimgefallenen Schaar von Narren und Märtyrern ihrer verspäteten Herzenstriebe, ihrer vertrauensseligen Blindheit.

Die Lähmungserscheinungen traten in den nächsten Tagen mehr und mehr zurück, aber andere gefährliche Symptome machten sich bemerklich, vor Allem eine langsam zunehmende Erschlaffung der Herzthätigkeit.

Der Arzt wünschte, eine Autorität zu Rathe zu ziehen. Der Besuch des berühmten Mediciners klärte den Geheimrath, der ohnehin ahnte, wie es um ihn stand, über seinen Zustand auf. Er hielt den Medicinalrath, den er gut kannte, mit dem er oft genug bei heiteren Symposien den schäumenden Rand des Champagnerkelches hatte zusammenklingen lassen, zurück, bat ihn um ein Wort unter vier Augen und fragte ihn aufs Gewissen, ob er seinem Ende entgegengehe. Da er gelassen wie ein Philosoph das allgemeine Menschenschicksal ins Auge faßte, so gestand ihm der Medicinalrath in herzlicher Betrübniß, daß seine Tage gezählt seien, und rieth ihm, sein Haus zu bestellen. Der Kranke nickte dazu mit geisterhaftem Lächeln und flüsterte: „Es ist am besten so.“

Noch am nämlichen Tage beauftragte er seine Pflegerin, Jemand zu Dr. Eickstedt zu schicken und ihn um eine Unterredung zu ersuchen.

Seit dem Erscheinen des Pamphlets hatte Eickstedt das Martiny'sche Haus gemieden. Als er jetzt in das Krankenzimmer trat, bleich, hohläugig, den Arm in der Schlinge, er selber kaum vom Krankenlager erstanden, und mit allen Zeichen körperlicher Abspannung und seelischer Verdüsterung in seinem Aeußeren, da lächelte Martiny wieder, ein trauriges, fast mitleidiges Lächeln.

Er winkte Eickstedt, die Thür zu verschließen und am Bette Platz zu nehmen. Das Sprechen wurde ihm sauer, aber er hatte seine Worte oft und oft überlegt, und brachte sie, stockend und gebrochen, aber zusammenhängend und für seinen Zuhörer deutlich genug — mit niederschmetternder Deutlichkeit hervor.

„Ich habe Sie hergebeten, um eines Vermächtnisses willen. Ich sterbe, das ist Ihnen wohl bekannt?“

Hans hob sein gesenktes Auge — sein Blick gab Antwort auf die Frage, um seine Lippen zuckte es, sie blieben stumm.

„Sie wissen“, nahm Martiny wieder auf, „welche schmachvollen Gerüchte über Sie und — meine Frau — ausgesprengt sind?“

„Ich weiß“, erwiderte Hans mit heiserer Stimme.

„Sie haben — sich geschlagen?“

Hans zuckte verächtlich die Achsel. „Es ist ja in unserer hochgebildeten Gesellschaft nicht üblich, ein giftiges Insect einfach zu zertreten — einen Schuft von Verleumder niederzuknallen wie einen tollen Hund.“

„Eickstedt“, — die Augen des Kranken bohrten sich mit fieberhafter Spannung in die seines Gegenüber, „ist es Verleumdung — ist es Verleumdung?“

„Das Märchen in der Montagspost?“

Der Geheimrath nickte. Er winkte Eickstedt, sich zu ihm niederzubeugen, sein Ohr seinem Munde zu nähern.

„Schwören Sie, daß es ein Märchen ist, Eickstedt — daß es Lüge ist und Verleumdung — schwören Sie!“

Hans richtete sich auf, bis ins Innerste erschüttert, bleich wie ein Todter. Einen Sterbenden belügen —? Oder ihm den Todesstoß geben —?

„Schwören Sie!“ wiederholte der Geheimrath. „Geben Sie mir Ihre Hand —“